

Nach der Natur

Autor(en): **Surber, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 213

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nach der Natur

Alle lieben die Natur, alles soll natürlich sein. Aber was heisst das genau? Und lässt sich von der Natur fürs menschliche Zusammenleben etwas lernen? Eine Expedition in den Urwald im Goldachtobel. Und eine Fahrt ins Industriegebiet von Arbon zum Künstler Peter Kamm.

VON PETER SURBER

«Nach der Natur» heisst das Buch, im Untertitel: «Ein Elementargedicht». Man muss sich also auf einiges gefasst machen, und so kommt es denn auch, tief einatmen ... : «Haut wie nach aussen gekehrtes Gekröse, / Auswüchse des ganzen Lebens, / in der Luft, zu Land und im Wasser. / Dieses ist ihm, dem Maler, die Schöpfung, / Bild unserer irren Anwesenheit / auf der Oberfläche der Erde, / einer in abschüssigen Bahnen / verlaufenden Regeneration, / deren parasitäre, ineinander / verschlungene und in- und auseinander / gewachsene Formen eindringen / als ein dämonischer Schwarm / in die Ruhe des Eremiten.»

Ausatmen. Der Text ginge weiter, zum Beispiel mit «Geschrei, Grölen, Gurgeln und Geraune» und so fort. Sein Elementargedicht «Nach der Natur» hat W. G. Sebald im Jahr 1988 geschrieben. Die obige Passage handelt nicht etwa vom Eremiten Gallus im Steinachtobel, sondern von der Versuchung des Heiligen Antonius in der Wüste, wie sie Grünewald um 1512 gemalt hat. Sebalds Gedicht «Nach der Natur» entwirft ein Bild des Lebens als wucherndes, dämonisches Treiben, die Natur als Schöpferin ohne Gleichgewichtssinn, die «blind ein wüstes Experiment macht ums andere» und «ausprobiert, wie weit sie noch gehen kann». Was immer man davon halten mag: Das Buch ist ein Hammer. Wir nehmen es mal mit ins Goldachtobel, sicherheitshalber.

Vom Paradies in den Urwald

Martinsbruggstrasse, prächtiger Maitag. André Matjaz, Ökologe und vor ein paar Jahren Mitverfasser der Goldach-Schutzverordnung, führt uns von der Strasse weg gleich ins Schattige. Rechts scheidet die Altmetalldeponie, dann sind wir im Paradies – so heisst die letzte Lichtung vor dem Tobel, reine Idylle, aber Matjaz relativiert: Vor fünfzig Jahren seien auf der Wiese noch um die fünfzig Gras- und Blumenarten gewachsen, jetzt ist es vielleicht die Hälfte. Erste Einsicht: Der Mensch bringt durch Kultivierung Artenvielfalt in Gang – und dezimiert sie mit Intensivlandwirtschaft auch wieder.

Oben kreisen drei Adler, unten verwickelt uns der Ökologe in ein forstwirtschaftliches Kurzseminar, Thema Fe-

melwald. Der Wald hier wird zwar genutzt, aber naturnah. Stämme und Asthaufen liegen herum. Femelschläge sind unregelmässig verteilte kleine Parzellen, die abgeholzt werden, damit genug Licht bleibt und der Wald sich stetig verjüngt. Indiz für solch offene Verhältnisse ist unter anderem das Binglekraut, lateinisch *Mercurialis*, das sich auf Kalk besonders behaglich fühlt und hier in Massen wächst. Dazwischen ein rostiges Velo.

Links macht André Matjaz auf einen Rutschhang aufmerksam – der liefert nicht «Dreck», sondern Geschiebe, lebenswichtig für den natürlichen Bach: Es beheimatet Insekten und Mikroorganismen, wirkt als Filter und Bremsen, verbessert die Wasserqualität. Rechts eine feuchte Mulde, schlecht für die Buche – gut für Esche, Erle oder Ahorn, die sind hier konkurrenzstärker. Ein paar Schritte weiter, am trockenen Steilhang, triumphiert die Eibe. Der Pflanzensoziologe zeigt, erklärt, und wir merken uns, Einsicht zwei: Pflanzen bilden Gesellschaften, und Konkurrenzstärke ist das Mass. Sie kombiniert sich aus individuellen Qualitäten und den kollektiven Lebensbedingungen. Das tönt fast wie beim Menschen, es gilt hier jedenfalls für den Baum wie für das Gras, etwa die Hängende Segge, *Carex pendula*, die wir wegen ihres schönen Namens und als charakteristischen Feuchtgebiet-«Zeiger» kennen und schätzen wollen. Die Natur scheint fürs erste keineswegs «blind», wie bei Sebald, oder jedenfalls nicht stumm, vielmehr voller Zeichen für den, der sie lesen kann.

Eine halbe Stunde später sind wir um einen Erdkröten-tümpel, um Begegnungen mit Köcherfliegen und Weichholzaunen reicher. Beeindruckt von den Weiden, die sich biegen, wenn das Hochwasser kommt, und sich danach wieder aufrichten, als wäre nichts. Belehrt darüber, dass Vielfalt Nährstoffreichtum bedeutet – eine schöne Formel, bereits die dritte, fürs Zwischenmenschliche und Gesellschaftliche. Reicher sind wir auch um ein paar Schuhvoll Goldachwasser. «Wissen ohne sinnliche Erfahrung ist nichts wert», tröstet Matjaz mit Nietzsche. Das Martinstobel ist jetzt ein wegloser Canyon, beidseits ragen Felswände hoch, Prallwände aus

**Der Pflanzensoziologe zeigt, erklärt,
und wir merken uns,
Einsicht zwei: Pflanzen bilden
Gesellschaften, und
Konkurrenzstärke ist das Mass.**

Nagelfluh und fantastische Sandsteinschichten, Zeugen der Eiszeit vor 15'000 - 20'000 Jahren, dazwischen aufgetürmtes, verkeiltes Schwemmholz. Von den «wüsten Experimenten», die die Natur hier unten praktiziert, zeugen beinahe hausgrosse abgestürzte Brocken im Bachbett. Weiter oben in der Aachmüli hatte das Hochwasser vor zehn Jahren alle Brücken weggerissen. Stein, Erdreich, Totholz, Wasser bilden ständig neue Inseln und Uferabschnitte, weggespült bei der nächsten Flut, ein Bild der Vergänglichkeit – so dass man grad noch ein viertes Mal ins Sinnieren über den Lauf der Dinge kommen könnte. Vor der Martinsbrücke klettern wir den Hang hoch. Hinter der Brücke steht Polizei – Geschwindigkeitskontrolle.

Im Endzustand

Was ist ein Urwald? Ist «Urwald» ein Ideal? Das Urtümliche hat Konjunktur, das Authentische, Unverfälschte. Die «natürliche Natur». Er sehe darin einen populistischen Gegenentwurf zu einer Realität, die voll von gesellschaftlichen Verwerfungen geprägt sei, sagt ein paar Tage später der Künstler Peter Kamm kritisch in seinem Atelier in Arbon, Blick auf die gewaltigen Sandsteinskulpturen, an denen er arbeitet. Kamm trifft damit den Nerv: Dort unten im Tobel glaubt man sich tatsächlich «ganz bei sich», erfüllt, naturnah. Alles scheint einfach. Ist es aber nicht. Der Mensch ist kein Baum, und was wir Urwald nennen, ist Entwicklung ohne menschliches Zutun, sich selber überlassen und damit auch der Zerstörung durch Wind und Wasser. Der Endzustand («Klimax») hier im Goldachtobel hiesse: in der Ebene dunkle, eintönige Hallenbuchenwälder mit dichtem Blätterdach, die Steilhänge lichtdurchflutet mit Orchideen und wärmeliebenden Sträuchern bewachsen. Und im Canyon toben die Elemente. Seit jeher – denn das fast unzugängliche Bachbett taugt zu nichts anderem als dazu, sich selber überlassen zu bleiben.

An seinen Rändern und im Unterlauf gegen Goldach hin aber steigt der Nutzungsdruck, vor allem für Freizeitaktivitäten. «Der Mensch soll auch Platz haben», sagt André Matjaz. Doch liegt ihm daran, dass wir nicht uninformatiert durch die Wildnis vor unserer Haustüre stolpern. Wer also mehr wis-

sen will, lese die Schutzverordnung Goldachtobel. Sie zählt allein 19 Geotope auf, schützenswerte geologische Formationen, zum Beispiel dieses Natur-Wunder: «Seelaffen: Vorwiegend aus Muscheltrümmern bestehende marine Strandbildung mit vereinzelt Haifischzähnen und verkieseltem Schwemmholz». Gut zu wissen: Der Urwald ist auch ein Urmeer.

Wie viel Natur der Mensch verträgt, darüber hat man sich seit der Antike den Kopf zerbrochen. Die ersten Städte waren Schutz gegen die als feindlich erfahrene Natur, die «extra muros» bleiben sollte. Schon das iranische Wort «Paradies» bedeutet nicht unberührte, sondern ummauerte Welt. Der Garten Eden ist kultivierte, von Menschenhand veränderte Natur. Das Gegenmodell hiess, so bei Rousseau, «retour à la nature».

Wie viel Natur der Mensch und wie viel Mensch die Natur heute verträgt, ist eine der grossen Gegenwartsfragen. Dazu eine Anekdote: Unser Freund, Medizinstudent, kommt unlängst aus dem Sezierraum der Uni Zürich Irchel und sieht sich unverhofft schwer bewaffneten Polizisten in den Gängen gegenüber. Kein Hinein und kein Heraus mehr. Nach und nach erfährt er, wie es dazu gekommen ist: Im Innenhof vor der Uni lahmte ein Fuchs in der Wiese. Jemand im Haus bestellte den Wildhüter her, dieser legte aus einem der Säle auf den Fuchs an. Jemand anders sah: Mann mit Gewehr, dachte gleich an Terror und alarmierte die Polizei. Fuchs-Alarm, Menschen-Alarm... die Geschichte ist verbürgt. Sie treibt absurd auf die Spitze, wie befremdet und verunsichert das Verhältnis Mensch-Natur geworden ist. Die «Wildnis vor der Stadt», wie sie mit den ETH-begleiteten Schweizer Urwald-Projekten seit rund einem Jahrzehnt propagiert wird, kann man hingegen als Versuch einer neuen, ökologisch reflektierten Natur-Versöhnung sehen. Als bewussten Akt, im Wissen um «unsere irre Anwesenheit auf der Oberfläche der Erde» (noch einmal Sebald).

Werk 2, Arbon

Ortswechsel. Eine Postautofahrt nach Arbon, aufs ehemalige Saurergelände. Peter Kamm rückt dem Eifelsandstein mit



«Kunst ist Künstlichkeit», sagt Kamm. Punkt.



Kompressoren zu Leibe. Seine Steine sehen nach der jeweils mehrmonatigen Arbeit aus wie Urzeitwesen. Die Kamm-Literatur nimmt denn auch gern Vergleiche mit Korallenriffen oder Felsformationen zu Hilfe, um sein Werk zu charakterisieren. «Kataklase, die Zermalmung von Gesteinsschichten durch tektonische Vorgänge, scheint der Genese dieser steinernen Bruchstücke ebenso zugrunde zu liegen wie Versteinigung, das Aushärten organischer Stoffe, oder ihr Gegenteil, die Verlebendigung, das Aufweichen toter Materie», steht etwa im Thurgauer «Facetten»-Heft über Peter Kamm (2004) geschrieben. Korallen, ja gut: Die Metapher liege halt nahe, sagt Peter Kamm – aber die riesenhaften Proportionen seiner Steine irritieren zugleich, «erschrecken manche». Und die Oberflächenbehandlung gibt dem Stein eine «Haut», die ihn leicht und weich wirken lässt. «Den Stein schnell machen», nennt Peter Kamm seine Arbeit, oder auch: ihn «verflüssigen».

Leuchtet man kurz zurück auf seine lange Geschichte mit dem Stein, so sah Kamm an deren Anfang die Notwendigkeit, eine Antwort zu finden auf die Frage, was zur bildhauerischen Tradition im 20. Jahrhundert überhaupt noch dazuzusetzen sei. Hinter sie zurückzugehen oder genauer: sie zu unterlaufen. «Drunterfahren unter die Kulturschicht: Das gab mir meine Legitimation», sagt Kamm. Doch geht es in diesem künstlerischen Prozess nicht etwa «wild», sondern höchst konstruiert und reflektiert zu und her. Mit schwerem Gerät und klarer Vorstellung. «Kunst ist Künstlichkeit», sagt Kamm. Punkt.

Beim Reden über Natur wird es ihm drum schnell mulmig, ein Wort wie «urtümlich» oder «urwüchsig» stellt ihm die Nackenhaare auf. Und dass damals, als es um den Erweiterungsbau «Moby» für das St.Galler Kunstmuseum ging, die Gegner den Standort im Stadtpark als schützenswerte «Naturwiese» verteidigten, regt Peter Kamm noch heute auf. «So wird Natur reaktionär verklärt.»

Wir reden, sitzend in der Eingangstür zu Kamms Atelier im ehemaligen Werk 2, Blick auf die Sandsteine, dahinter ein paar übriggebliebene Weiden, die sich krümmen im harten Sturmwind vom See her, und weiter der Blick auf die Bra-

che, wo einst die Giesserei stand. Planungsgebiet. Vor rund zwei Monaten hat HRS das ganze Areal für 35 Millionen gekauft, Arbon wird eine Grossüberbauung erhalten und Kamm wird wohl, zum vierten Mal in seiner Steinhauerzeit, zügeln müssen. Früher seien regelmässig die Arbeiter bei seinen Steinen vorbeigekommen, jetzt gibt es nur noch ein paar wenige im Werk 2. Aber das «Früher» will Kamm seinerseits nicht verklärt haben. Wie sich Arbon verändert hat und weiter verändern wird, liegt auch in der Natur der Sache, wenn man den Begriff so weit fasst wie er: «Der Mensch ist Teil der Natur – auch wenn er klont oder baut.»

Mensch Natur

Das hebt nicht die Frage nach der Haltung auf. Aber es bricht mit dem starren Entweder-Mensch-oder-Natur. Ökologe André Matjaz hat vor Jahren ein Projekt mitinitiiert, das genau diesen Namen trägt: «Mensch - Natur». Kein «und», aber auch kein «gegen». Es bietet Arbeit für Stellenlose mit dem Ziel, sie in den ersten Arbeitsmarkt zurückzuführen, unter anderem mit Handwerk und Landschaftsgestaltung. «Sinnvolle Arbeiten», sagt Matjaz.

W.G. Sebalds Gedicht «Nach der Natur» mündet übrigens in eine skeptische Schau, von Hölderlin gefärbt – oben droht Ikarus, der verwegene Natur-Herausforderer, abzustürzen, unten «ragen die Churfürsten auf / erhebt sich das Säntisgebirge» und bleibt der Dichter in der Frage stecken, ob die Natur sich abwende vom Unglück des Menschen. Das wäre aber eine nächste, grössere Geschichte. Die Natur wird auf jeden Fall das letzte Wort haben. «Am Arlberg zieht ein Wetter herauf.»

Peter Surber, 1957, ist «Saiten»-Redaktor.



Urs Fischer, Nolezzte, 2009
Collection of Anne Fagionato, Monaco
© Urs Fischer

DEFTIG BAROCK

Von Cattelan bis Zurbarán

Manifeste des prekär Vitalen

KUNSTHAUS
ZURICH

01 JUNI - 02 SEPT.

2012

Heimplatz 1
offen Sa/So/Di 10-18
Mi/Do/Fr 10-20

Swiss Re



Partner für zeitgenössische Kunst

www.kunsthhaus.ch

